Vom Spinnen und Weben

Ländliches Textilhandwerk



Adam und Eva, Holzschnitt (bearb.) Basel 1481.

Sonderausstellung 2012 Heimat- und Burgmuseum Kirkel

Die Sonderausstellung zeigte die Arbeitsschritte von der Gewinnung der Rohstoffe bis zur Erzeugung von Textilien in der Region sowie den technologischen Wandel. Ihr Schwerpunkt lag in Mittelalter und Früher Neuzeit. Sie bot Ausblicke auf die ländliche Textilerzeugung in der jüngeren Vergangenheit sowie auf Umwelt- und Sozialprobleme, welche durch globalisierte Textilerzeugung entstehen.

Dieses Dokument umfasst die geringfügig an die Bildschirmdarstellung angepassten Ausstellungstafeln sowie einen Blick in die Museumsvitrinen.

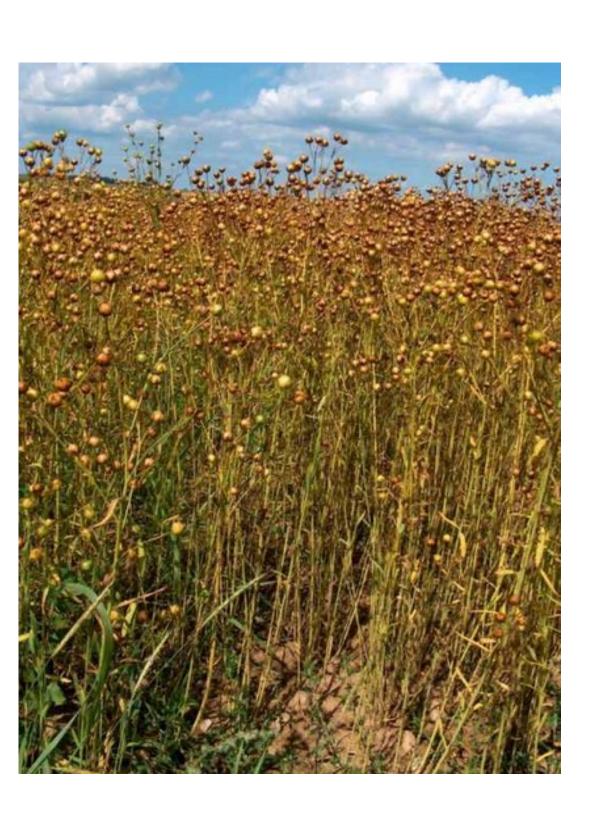
Gestaltet von Christel Bernard für den Heimat- und Verkehrsverein Kirkel.

Flachs oder Lein



Flachs oder Lein (*Linum utisatissimum*) wird 60–90 cm hoch und liefert außer den Fasern sehr ölreiche Samen.

Links: blau blühender Lein im Frühsommer.
Rechts: ausgereifter Lein vor der Ernte.
Abbildung links 4d44, rechts Markus Hagenlocher, beide deutsche Wikipedia [CC-BY-SA-3.0 (http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/)]



Flachs oder Lein wurde im Frühjahr auf den Feldern ausgesät. Im Sommer wurden die Stängel ausgerauft und auf dem Feld in Bündeln zum Trocknen aufgestellt.

Nach dem Entfernen der Samenkapseln wurden die Stängel gedarrt oder "geröstet", das heißt in Wasser eingelegt, um die holzigen Teile verrotten zu lassen. Danach folgten mehrere mechanische Arbeitsgänge (siehe Abbildung unten), um die langen Fasern zu lösen. Schließlich können die verbleibenden Fasern auf der Hechel ausgekämmt werden. Nur die feinen langen Fasern werden später versponnen.



Holzschnitt, Nürnberg 1583

Die Abbildung von 1583 zeigt Männer beim Ausdreschen der Samenkapseln. In der Bildmitte arbeitet eine Frau an der Flachsbreche. Die Frau links ist am Schwingen, d. h. sie schlägt mit einem hölzernen "Schwert" die gebrochenen Holzteilchen aus dem Faserbündel. Nicht dargestellt ist das Hecheln.

Schafwolle

Wolle war im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit ein wichtiges Erzeugnis unserer Region, und weidende Schafherden prägten das Landschaftsbild. Die Wolle wurde nach der Schur gereinigt und teilweise auch auf den Höfen versponnen. Zum großen Teil wurde Wolle jedoch nicht auf dem Lande selbst weiter verarbeitet, sondern als Rohmaterial von großräumig agierenden Verlegern gekauft.



Die Schafe wurden zweimal jährlich geschoren. Die Darstellung aus dem frühen 15. Jahrhundert zeigt ein Bauernpaar beim Scheren. Beide verwenden Bügelscheren. Abb.: Les très riches heures du Duc de Berry, Detail aus dem Monatsbild Juli.

In Städten wurde die Wolle versponnen und von zünftig organisierten Wollenwebern zu Tuch nach festgelegten Standards gewebt. In oder bei den Städten gab es Walkmühlen, in denen die Tuche gewalkt wurden, das heißt man stampfte sie mit Hilfe von Wasserkraft in Lauge. Die Tuche liefen dadurch ein, verfilzten und wurden somit fester. Vor dem Verkauf wurden sie geglättet und appretiert.

Das Handspinnen



Adam und Eva bei der Arbeit. Holzschnitt Basel, um 1481, bearbeitet.

Handspindel und Rockenstab symbolisierten seit dem frühen Mittelalter die Habe der Hausfrau, wie hier bei Adam und Eva. Gesponnen wurde wo immer und so oft wie möglich. Das war auch dringend notwendig: Um soviel Leinengarn zu spinnen, wie man für den Stoff eines einzigen Hemds benötigte, brauchte die Frau elf Stunden. In Anbetracht ihres umfangreichen täglichen Arbeitspensums ist diese Leistung für unsere heutigen Verhältnisse kaum noch vorstellbar.

So geht es:

Man zupft Fasern aus dem Rocken, drillt einen Faden und befestigt ihn an der Spindel. Diese ist mit einer Schwungscheibe, dem Spinnwirtel, bestückt und wird frei hängend in Drehung versetzt. Dadurch verdrillt sie fortlaufend die gezupften Fasern. Wenn der Faden so lang ist, dass die Spindel den Boden berührt, wickelt man den Faden auf die Spindel, befestigt ihn und beginnt den Vorgang aufs Neue.



"Metz unmuss" (Frau Unmuße) zeigt spöttisch die rastlose, alles gleichzeitig erledigende Hausfrau. Holzschnitt um 1450.

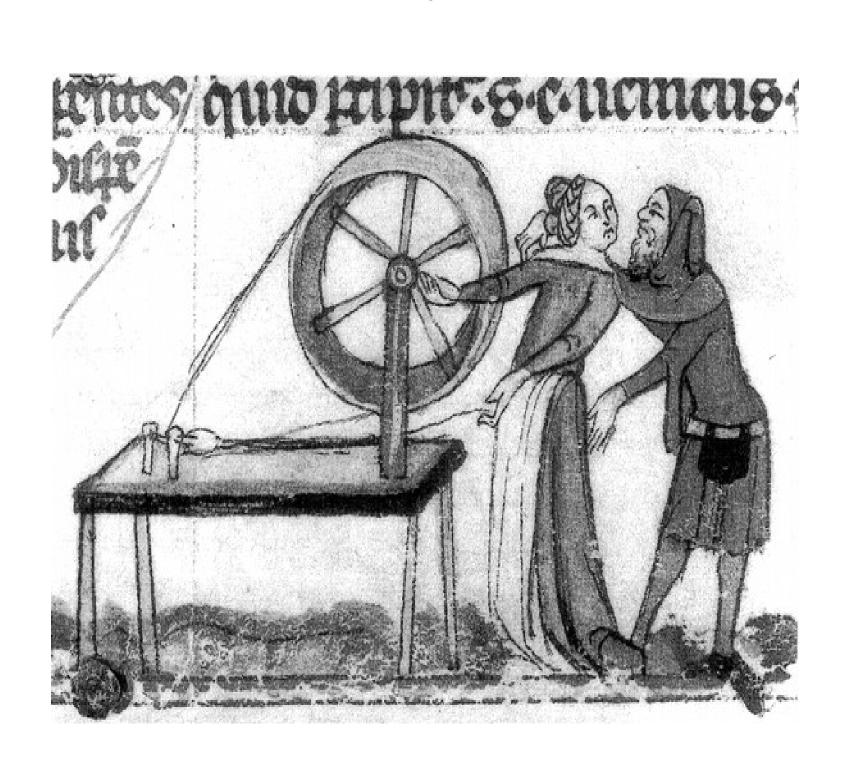
Umstritten: das Spinnrad

Das Spinnrad wurde vermutlich in China ca. 500–750 nach Chr. erfunden. In Europa wurde es seit dem 13. Jahrhundert benutzt. Seine Einführung hing vielleicht mit dem Import von Baumwolle aus dem Nahen Osten zusammen, deren kurze Fasern sich kaum für die Handspindel eignen.

Rechts: Die junge Anna Codde arbeitet um 1529 am liegenden Handspinnrad: Mit der Linken zupft sie Fasern, mit der Rechten dreht sie das Rad.

Maarten van Heemskerk, 1529

Anfangs war es den Webern in Europas Westen verboten, mit dem Rad gesponnenes Leinengarn zu verwenden. Man befürchtete soziale Umschichtungen – nach oben wie nach unten – durch die erheblich schnellere Arbeitsweise am Rad. Schließlich kam man zu Kompromissen hinsichtlich der Verwendung des Spinnrads, wie z. B. um 1280 in Speyer:

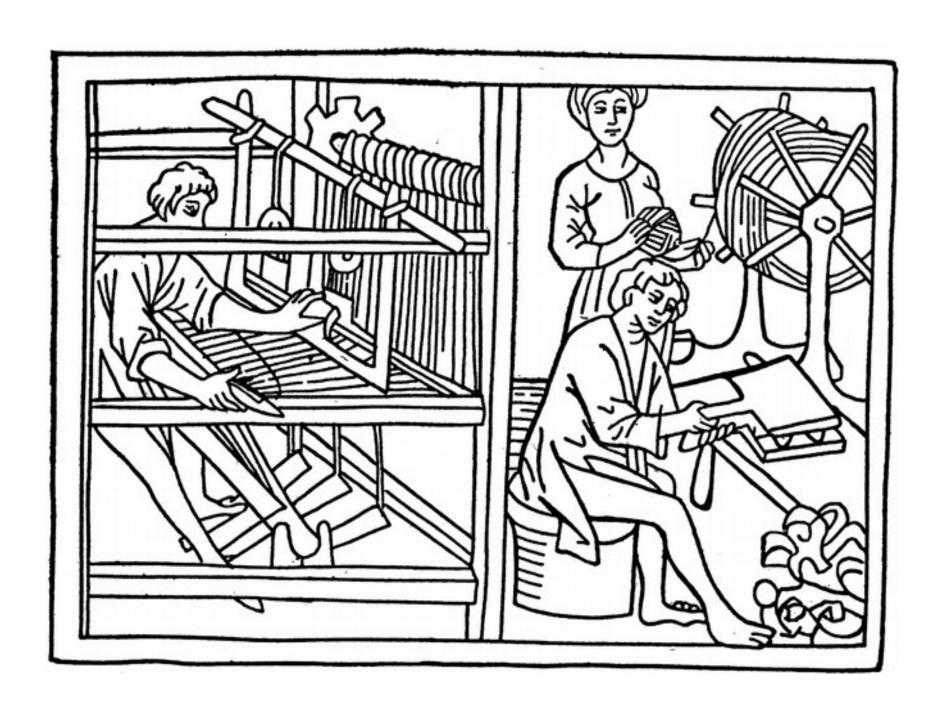


"Es darf mit dem Rad gesponnen werden, aber der Faden, den sie spinnen, darf in keinem Tuch für den Zettel [die Kette] genutzt werden, denn der Zettel muß gänzlich mit der Hand und der Spindel gesponnen werden. Kein Weber darf ein Tuch weben, in das irgend ein radgesponnener Faden als Zettel eingetragen wird. Das hat jeder Weber zu beschwören." (Satzung über die Tuchfabrikation von 1280)

Abbildung oben:

Die Buchillustration zeigt eine junge Frau am Spinnrad und die Annäherungsversuche eines älteren Mannes. England um 1330. Smithfield Decretals, London, British Library

Der Webstuhl



Rechts im Bild wird rohe Wolle kardiert. Die Frau wickelt schon gesponnenes Garn von einer Haspel auf Knäuel.

Links: Die Füße des Webers bedienen drei Pedale zum Wechseln der Schäfte. In der rechten Hand hält er das Schiffchen. Seine Linke schlägt den Schussfaden mit der Lade an.

Holzschnitt Nürnberg, 1479

Eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem Jahrtausende alten, senkrechten Gewichtswebstuhl stellte ab dem 12. Jahrhundert der Trittwebstuhl dar, bei dem die Kettfäden horizontal gespannt waren und die Schäfte durch Fußhebel über eine Mechanik gehoben wurden. So hatte der Weber beide Hände für den Schusseintrag mit dem Schiffchen und das Anschlagen des Fadens mit der Lade frei. Je nach Anzahl der Schäfte konnten einfache oder komplizierte Muster gewebt werden. Der Arbeitstakt war: Pedal treten - werfen - auffangen - anschlagen. Die Arbeitsleistung betrug ca. 20 Schuss pro Minute. Von einem feineren Stoff mit 20 Schussfäden pro cm konnten demnach stündlich etwa 60 cm gewebt werden. Die Stoffbreite war durch die Armlänge des Webers auf etwa 70 cm begrenzt. Die Länge der Stoffbahn war durch die Einführung von zwei drehbaren Walzen, dem Kett- und dem Warenbaum, flexibel: Während vom Kettbaum die Kettfäden kontinuierlich abgewickelt wurden, wuchsen die Tuchlagen auf dem Warenbaum zu einem immer dickeren Wickel an. Sehr zeitaufwändig war vor dem Weben das "Anzetteln", d. h. das Aufspannen der Kette. (Freies Zitat aus: P.C.A. Schels, Online-Mittelalter-Lexikon: Kleine Enzyklopädie des deutschen Mittelalters, Eintrag Webstuhl, Version 28.7.2007.)

Dörfliche Leinenweberei war ab ca. 1350 vielerorts ein lebensnotwendiger, aber schlecht bezahlter Nebenerwerb.

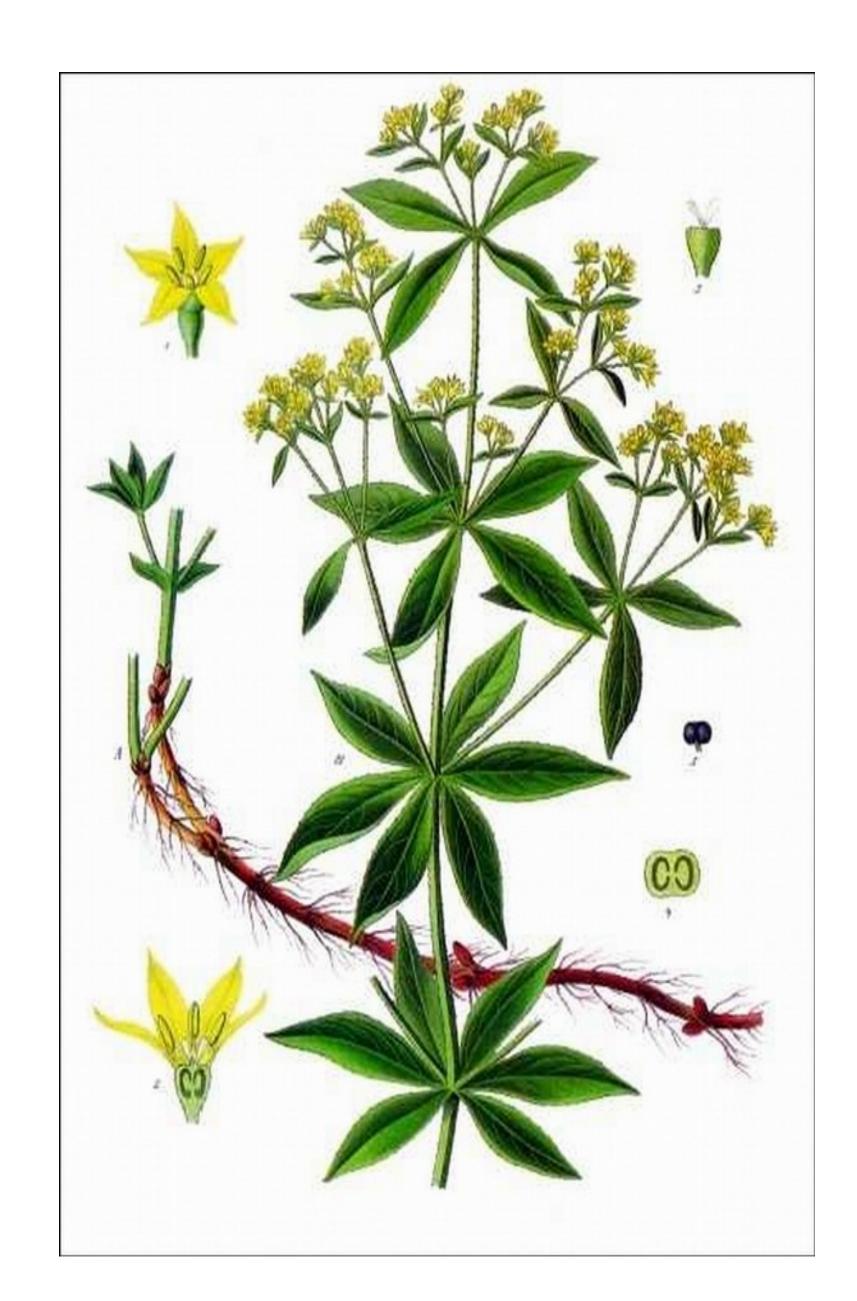
Auch noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Trittwebstuhl auf dem Land fast unverändert im Einsatz.

Leineweber am Webstuhl Gemälde von Vincent van Gogh, 1884.



Färbepflanzen





Links: Waid (*Isatis tinctoria*). In Kirkel ausgewildert, Mai 2012. Foto C. Bernard. Rechts: Krapp (*Rubia tinctorum*). Köhlers Medizinalpflanzen, 1883–1914.

Pflanzen, die zum Färben geeignete Farbstoffe enthalten, gibt es viele. Die Farbstoffgewinnung war jedoch unterschiedlich und teilweise recht schwierig. Als wichtigste Färberpflanzen wurden Waid zum Blaufärben und Krapp zum Rotfärben angebaut.

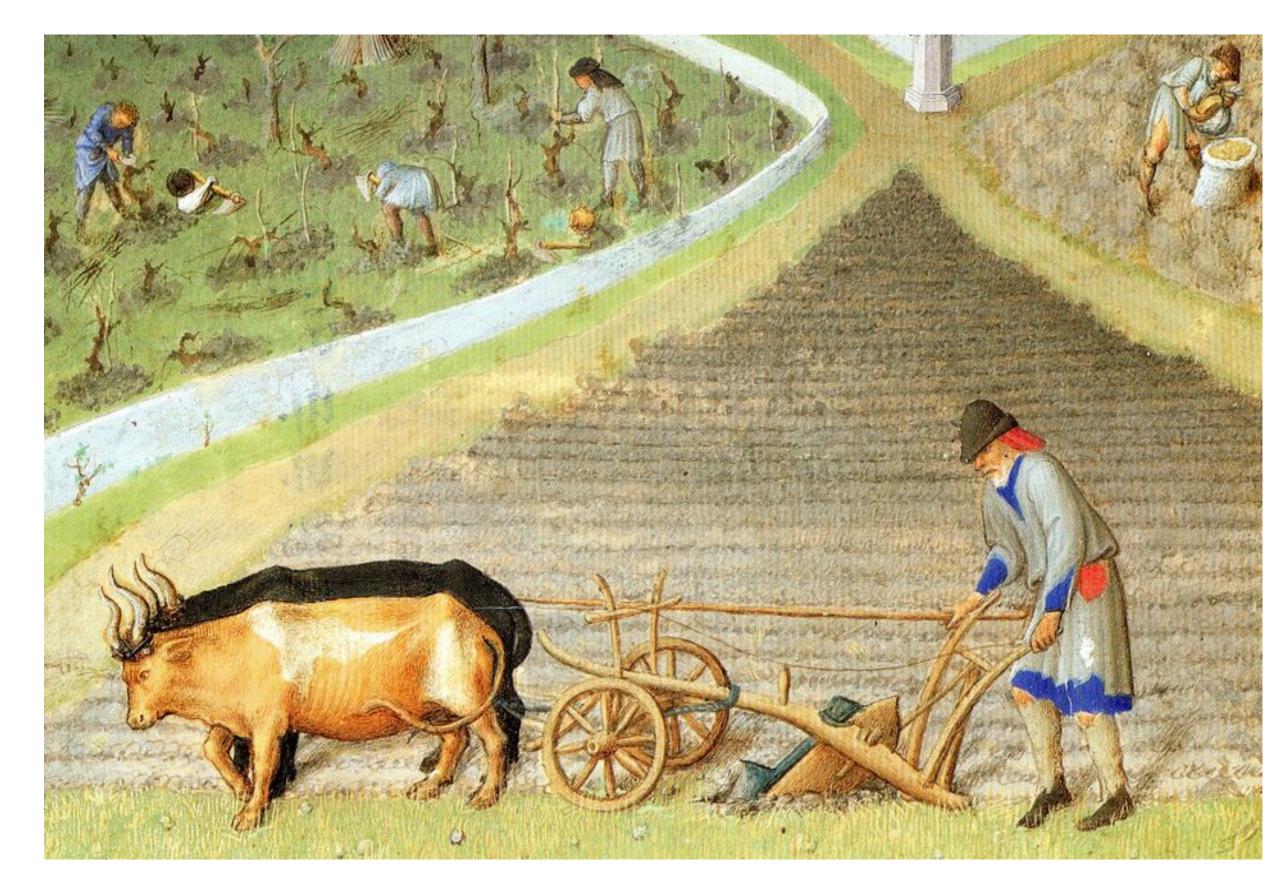
Das Waidkraut enthält einen zunächst farblosen Saft. Zuerst wird es für einige Tage in Wasser vergoren und dann abgeseiht. In dieser Brühe kann nun der Stoff gefärbt werden. Nach der Entnahme ist er anfangs gelblich bis bräunlich. Erst durch das nachfolgende, mindestens eintägige Trocknen entwickelt sich die blaue Farbe durch Oxidationsprozesse.

Vor Beginn der Gewinnung blauer Farbe durch industrielle Anilinsynthese (BASF 1897) wurde Färberwaid weithin in Deutschland angebaut. Die Pflanze ist vielerorts ausgewildert.

Vom Krapp verwendet man die getrocknete Wurzel, in deren Rinde der Farbstoff Alizarin enthalten ist. Nachdem Schafwolle einer vorherigen Beize mit Metallsalzen unterzogen wurde, haftet der Farbstoff an und erzeugt ein so genanntes Türkischrot.

Vom Wert der Textilien

"schlechte und bös armen leuten zu geben verordennt"



Bauern in zerrissener und geflickter Kleidung. Unten: Damen. Details aus den Monatsbildern März und April, Les très riches heures du Duc de Berry, Anfang 15. Jh.

In Nachlassinventaren wurde Kleidung penibel aufgeführt. Je nach den wirtschaftlichen Möglichkeiten des Erblassers wurden auch das Hauspersonal und arme Leute bedacht, wobei sich Arme meistens mit zerrissenen und schlechten Textilien begnügen mussten. In manchen Gegenden mussten die Erben das beste Gewand des Verstorbenen der Herrschaft abgeben – der so genannte Gewandfall.

Wen wundert dies, wenn man sich veranschaulicht, welche Mühe für deren Herstellung aufgewendet werden musste: Die Gewinnung und Aufbereitung der Rohstoffe, das Spinnen, Weben und schließlich noch das Zuschneiden und Nähen. Alles wurde deshalb so lange wie möglich verwendet. Kleidung und Hauswäsche wurden oftmals geflickt, gewendet oder geändert.

"Ein leinerner Rock, ein paar Stiefel, ein brauner Hut ist ihre Kleidung. Das Volk ist jederzeit ohne Ruhe, arbeitsam, unsauber."

(Der Bauernstand nach Johannes Boehm, Mores leges et ritus omnium gentium. Augsburg 1520)

Die einfache Bevölkerung hatte kaum mehr Kleidung als unbedingt notwendig und oft nicht mehr als das sprichwörtliche Hemd auf dem Leibe. Ganz im Gegensatz zum hohen Adel und dessen kostbaren Gewändern (rechts). Daran hatte sich vom Altertum bis zur Moderne kaum etwas geändert.



(Titelzitat und erster Absatz: Inventar Willibald Pirckheimer, Nürnberg 1531, aus: Jutta Zander-Seidel, Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650. München 1990, S. 41.)

Spinnen als soziale Institution



"Auf dem Lande (...) wird das Spinnen des Gesindes durch gesellschaftliche Freude gewürzt, um das Schlafmachende dieser einförmigen Arbeit zu vermindern. Jedes Dorf wird daher in Ansehung des Spinnens in mehrere Gesellschaften vertheilt, deren jede aus vier Familien bestehet, welche nach dem Wechsel der Woche zusammen spinnen. Jede solcher Gesellschaften heißt eine Spinnstube."

(J. C. Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, 1774–86.)

Links: Titelblatt "Die Spinnstube", 1851.

Die Frauen und Mädchen des Dorfes trafen sich in Gruppen reihum bei einer von ihnen, um gemeinsam zu spinnen. Dies war der Ort, um zu plaudern und Geschichten zu erzählen. Seit der frühen Neuzeit ließen sich männliche Autoren über die "Weiberphilosophie" der Spinnerinnen in Spottschriften aus.



Erotische Annäherung an eine Spinnerin, 16. Jahrhundert.

Satireschriften zum Thema Spinnen:

Die Evangelien von dem Spinnrocke, 1537. Kunkels- oder Spinnrockenevangelia, 1537. Gestriegelte Rockenphilosophie oder Aufrichtige Untersuchung der von vielen superklugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben, 1660.

Die Spinnstube war auch der Ort, an dem sich die Geschlechter begegnen und sich insbesondere unverheiratete junge Männer und Mädchen treffen konnten. Das verlieh dieser Einrichtung einen frivolen Ruf.



Barthel Beham, Die Spinnstube, 1524.

Volksglaube, Sprichwörter

Vielfältig sind die Hinweise auf Spinnen und Weben europaweit im Volksglauben verankert:

- Am Montag darf man z. B. den Webstuhl nicht losweben und keine Wäsche waschen. Man soll auch kein neu gewaschenes Kleid anziehen, weil sonst die ganze Woche hindurch einem alles verkehrt geht.
- Wenn die Webe aus dem Webstuhl genommen wird, darf niemand durch die Tür gehen, weder hinein noch hinaus. (Norwegen)
- In Oberbayern schlagen die Bäuerinnen am Karfreitag, wenn in der Kirche beim Gottesdienst mit Holzklappern geratscht wird, den Spindeln die Spitzen ab und verbrennen den Wicken am Rocken, "damit die Hexe keine Arbeit hat".
- Die Spill- (Spindel-)steine sind nach ihrer spindelähnlichen Gestalt benannt, sie sollen von der spinnenden Holle = Perchta, errichtet worden sein. Einzelne der genannten Steine scheinen als Grenzsteine verwendet worden zu sein.

(Spinnen und Weben im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 1927–42.)

Ein solcher Menhir, der Spellenstein in Rentrisch, bildete im Mittelalter die Grenze im Geleitwechsel auf der Kaiserstraße zwischen Saarbrücken und Kirkel.

Wer kan allzeit seiden spinnen? 1582

"Hiemit entschuldigt man die so vnderweilen irren oder mit worten vnd wercken also gebaren daß es nit fast loblich ist. Wer kan es alle zeit so eben bedencken? Wer kan allzeit seiden spinnen?

Seiden ist weych vnd zart wer die spinnen soll der muß hübschlich mit vmbgehn daß ers nit verderbe vnnd nichts vergesse.

Also spinnet seiden wer auff all sein red weißlich acht hat bedenck mit vernüfft was er reden thůn vnd lassen soll. Herwiderumb wer sich nit allweg fürsihet in reden vnn wircken der spinnet nit seiden sonder grob sackgarn."

Quelle: Egenolff, Christian: Sprichwörter / Schöne / Weise Klugredenn. Darinnen Teutscher vnd anderer Spraach-en Höfflichkeit [...] In Etliche Tausent zusamen bracht, Frankfurt/Main 1552. [Nachdruck Berlin 1968], S. 263. Permalink: http://www.zeno.org/nid/20004727363

Die Holle oder Perchta: der Schrecken der faulen Spinnerin



Frau Holle. Reemtsma Cigaretten-Bilderdienst Hamburg [Hg.], Deutsche Märchen mit Illustrationen von Paul Hey. Hamburg 1939.

Perchta (oder Perhta) und Holle sind Verkörperungen des gleichen Wesens: Beide waren sie ursprünglich Glieder einer ganzen Dämonenhorde, traten aber allmählich als Einzeldämonen auf. Frau Perchta nennt man sie in Oberdeutschland, als Frau Holle ist sie in Mitteldeutschland bekannt.

Säumige, Faule und Nachlässige oder Vorwitzige strafen Perchta ebenso wie Holle hart.

Als dämonische Spinnerinnen sehen die Rockenstuben nach, stellen Spinnaufgaben – und wehe dem, der sie nicht erfüllt. Sie sind böse und grausam, treten alt, ungekämmt und schmutzig auf. Der große Fuß erklärt sich aus ihrer Tätigkeit als Spinnerin.

Frau Holle kann auch zum Kinderschreck werden, und faulen Spinnerinnen droht man mit der Spillaholle.

Wohltaten erweisen aber Holle wie Perchta auch: Hilfsbereitschaft ohne Eigennutz belohnen sie großzügig, auch Fleiß. Fleißige Spinnerinnen haben volle Spulen oder einen in Gold verwandelten Flachsknoten.

Die Perchta oder "heilige Berta" bewässert das Land, indem sie ihren Rocken hinter sich herschleift, man denke da an das Bild einer aus der Ferne gesehenen Regenwolke, deren Erguss wie ein Schleppkleid auf die Erde herabhängt.

(Quelle: Holle und Perhta in: Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin 1927–1942.)

Märchen: Stroh zu Gold und mehr

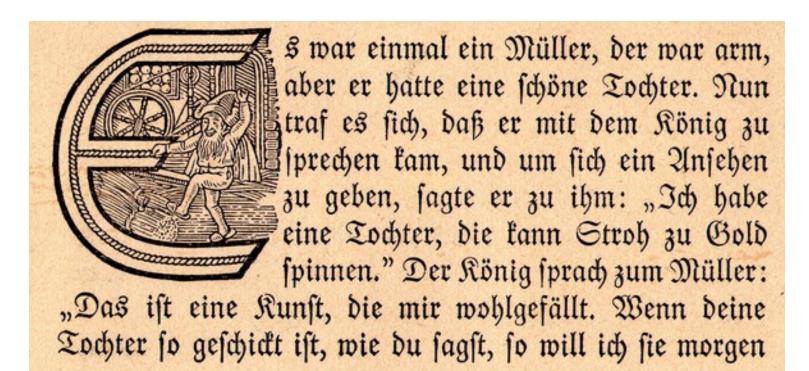
Spinnen und Weben kommen in vielen Märchen vor, nicht nur bei "Frau Holle", die die fleißige Spinnerin belohnt und die faule bestraft.

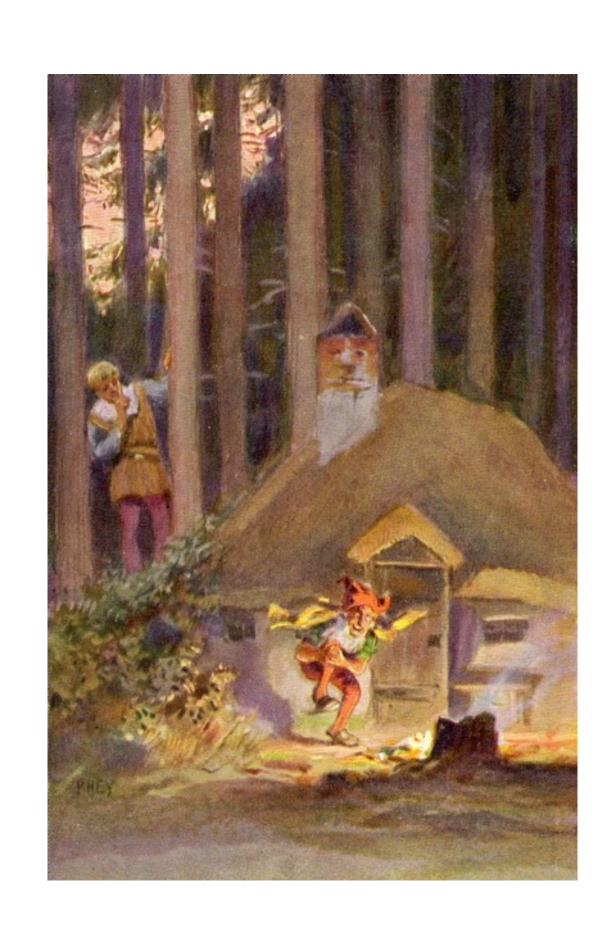


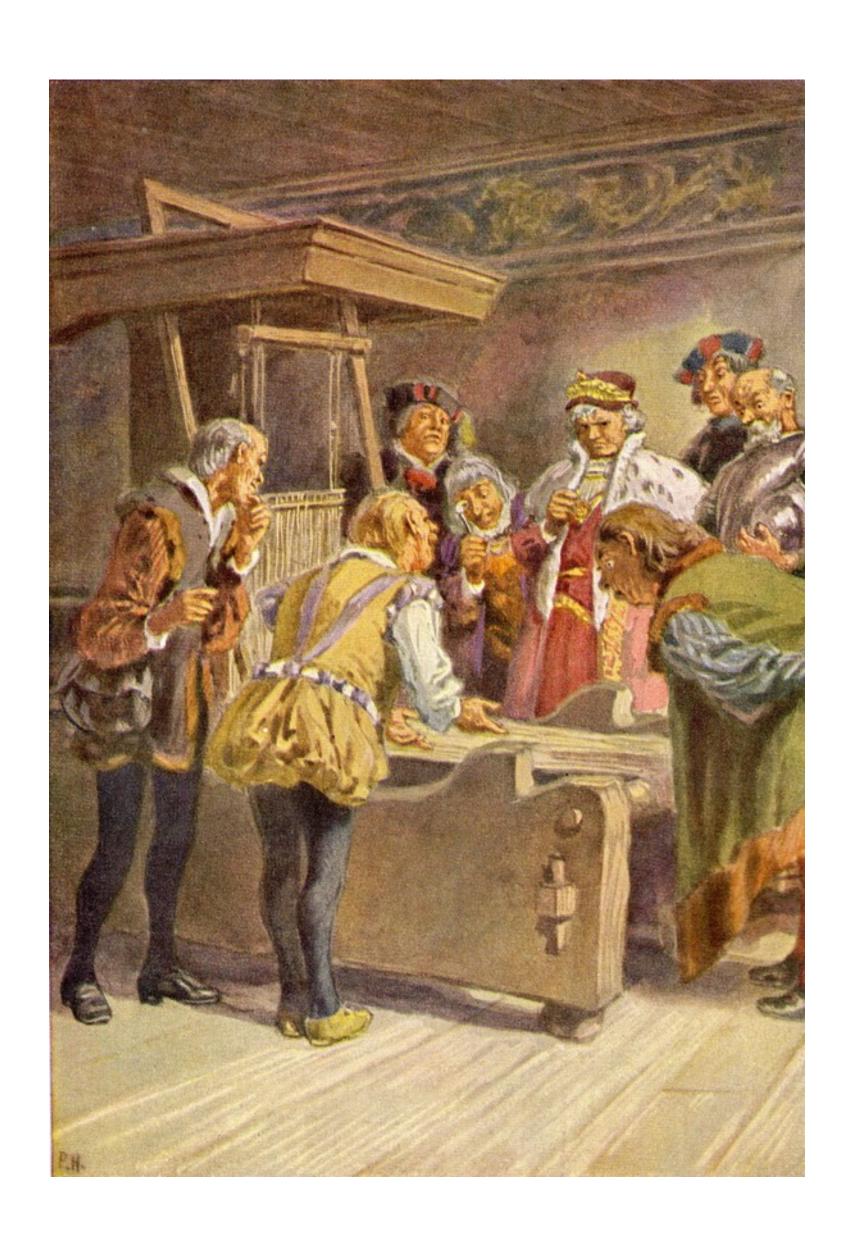
ine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte der Aschenputtel im Hause sein. Täglich mußte sie sich auf die Straße bei

einen Brunnen setzen und mußte spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte sie sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihr aus der Hand und siel hinab. Sie weinte, lief zur Stiefmutter und

Das Rumpelstilzchen kann Stroh in Gold verwandeln: Schnurr, schnurr, schnurr, ist die Spule voll – zu einem hohen Preis.







Des Kaisers neue Kleider:

Der eitle Kaiser fiel auf Betrüger herein: Sie gaben sich für Weber, die eine besondere Kunstfertigkeit verstünden, aus. Die Stoffe, die sie webten, seien von besonderer Schönheit und Farbe. Das Besondere daran jedoch sei: Jeder der für sein Amt nicht tauge oder ein Dummkopf wäre, für den blieben sie unsichtbar.

(Textclips und Bilder: Reemtsma Cigaretten-Bilderdienst Hamburg [Hg.], Deutsche Märchen, Illustrationen von Paul Hey. Hamburg 1939)

Vom Spinnen und Weben



Tisch mit Angeboten der Museumspädagogik:

Der Weg der Baumwolle – Globus, Infomappe, Baumwollzweige, Baumwollwatte und T-Shirt,

Malbögen und Ratespiele,

Spindel mit ungesponnener Wolle, Schulwebrahmen.



Vitrine mit Geräten zur Flachsbearbeitung.

Kleiderständer mit Ratespiel "Vom Flachs zum Hemd". Die einzelnen Arbeitsschritte vom Flachsanbau bis hin zum Nähen des Kleidungsstücks sind auf kleinen Karten dargestellt und sollen in der richtigen Abfolge an die Knöpfe gehängt werden.



Modell eines Gewichtswebstuhls mit begonnenem Leinenband, gewebt von Gabriele Heinzel

Das Museum dankt S. Gebhard, G. Heinzel, O. Kleis, J. Selmer und der AQuiS GmbH für Leihgaben: Textilien aus Kirkel und historische Gerätschaften.